

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964 1939

190 (16.8.1939) Roman-Blatt

Seines Vaters Frau

Roman von
Else Jung-Lindemann

Urheber-Rechtsnachfolger
Königsbrück (Bez. Dresden)
Drei Quellen-Verlag

(6. Fortsetzung)

Als Karin Köf gekommen war, als er mit jedem Tag Härter in ein Gefühl der Jüngung, der Wärme und Ruhe hineinkam, das ihn staunend erkennen ließ, wie machtvoll sich noch das Leben in ihm regte, das er schon verdrängt oder erstorben gemahnt hatte, war er aufgewacht wie aus einem dunkelwachen Traum, vier Wochen lang, Tag für Tag, war Freude um ihn gewirrt, die seltsame Gewißheit einer unbändigen Kraft, die wieder fähig war, sich Mannesglück und die Liebe einer Frau zu erobern, und die im entscheidenden Augenblick kapituliert hatte, weil sie letzten Endes wohl doch unfähig war, Verantwortung auf sich zu nehmen oder in der jahrelangen Einsamkeit den Glauben verlor, daß sie noch das Recht und die Pflicht hatte, sich ein Glück zu erzwingen.

Als Karin Köf gekommen war, als sie einander gegenseitig mit Augen, die bei beiden lange Zeit mehr in die Vergangenheit geblickt hatten als in das Gegenwärtige und Zukünftige, wurden sie tief ergriffen gewahrt, daß in ihnen ein Bestes erstanden war, vor dem das Vergangene zurücktrat und blasser wurde. Und dieses Beste mit seinen neuen, jungen Wünschen und Verheißungen war immer nähergerückt, war größer, drängender und beherrschender geworden, bis ihre Augen davon zu reden begannen in einer Sprache, die erster schwerer Ausdruck ihrer Liebe war. Und auch die Hände hatten im Sichfinden und Sichlösen wieder reich die kleinen Fesseln und Beweise der Liebe gelernt, die sie längst vergessen wähnten.

Aber hatten sie es auch wirklich gewußt, daß sie sich liebten? Oder hatten sie vielleicht doch nur davon geträumt, daß es so wäre, weil lang Verhaltens, Unbewusstes sich in ihnen beiden nach Liebe lebte?

Wer konnte das beantworten? Was nützte es noch, danach zu fragen? Vorbei — verloren.

Grothe stand auf. Den Brief mit den klaren, schönen Zügen einer Schrift, die ihm Karins Bild und Wesen noch einmal deutlich vor Augen hielt, schloß er weg.

Das Schicksal hatte ihm wiederum die Einsamkeit bestimmt. Er würde sie fragen, wie er sie bisher getragen hatte — durch Arbeit.

4.

Über Sassenhofen brausten die ersten Stürme des Herbstes. Er schüttelte die Bäume im Park und zerlegte ihre braunen und goldenen Kronen. Immer lechter wurden sie, und Hempel, der Gärtner, suchte einen vergeblichen Kampf gegen das vergilbte Laub, das er tagtäglich in großen, raschenden Haufen von den Wegen und Rasenplätzen lehrte.

Köf, der während des Sommers wieder ein Stück gewachsen war, flakete oft mit seinen langen Beinen neben ihm her und sah mit zusammengekniffenen Stirn auf dieses Laub, das, wie in jedem Jahr, so auch heuer wieder, Aufbruch und Abschied kündete.

Tante Armgard hatte heute bei Tisch gesagt, daß die Kinder ihre Bücher und Sachen zusammenlegen sollten, damit sie morgen nicht lange zu suchen brauchen, wenn sie mit Anna die Koffer packen.

Es war nun also wieder soweit. Grothes zogen in die Stadt. Der alte Hempel war sehr mißgeräthigt und schlich mit einem grämlichen Gesicht herum. Er sagte nun schon „Jünger Herr“ zu Köf, heute vergah er's, als der lange Junge mit den hohen, schmalen Schultern neben ihm stand, genau so grämlich wie er.

„Das Bücherregal haben wir nun auch nicht fertiggemacht, Köf“, sagte er und fragte während ein paar widerpenstige Blätter zusammen.

Köf brummte Unverständliches. Da Hempel keine Laune nicht verbeistete, schob er die Hände in die Hosentaschen und zog mit gekrümmtem Rücken ab.

Langsam kummelte er quer über den Rasen am Schwimmbassin vorbei und am Turnplatz. Die hohen Geäste waren kühl. Gestern hatte Thiele die Ringe und die Staffeln des Rundlaufs abgenommen. Den Barren hatte er auch schon in den Schuppen neben der Garage geholt.

Köf kam zum großen, schmiedeeisernen Tor, trat auf die Landstraße hinaus und ging weiter. Links und rechts breiteten sich Wiesen, dann kamen dunkelblau-lila, schon gerillt von Flug und Egge, die neue Saat in sich bergend. Von hier aus sah man den nahen Kirchturm des Dorfes, und Köf schritt darauf zu.

Immer hatte er, schon seit vielen Jahren, am letzten Tag in Sassenhofen diesen Gang getan. Immer ging er diesen stillen, kleinen Weg zur Mutter, ehe er Sassenhofen verließ.

Früher hatte er, wenn er an ihrem Hügel stand, ein Weid gesprochen, eines der kurzen, frommen Kindergebete, die ihn nach der Verstorbene geleitet hatte. Seit zwei Jahren tat er es nicht mehr, weil er fühlte, daß die Worte des Gebetes ihn von der Toten trennten. Nun dachte er nur an sie, sprach mit ihr, als löhe sie neben ihm auf der niederen Bank zwischen den beiden hohen Lebensbäumen.

Aber es wurde ihm immer schwerer, sich ihr Antlitz vorzustellen, ihr Vachen zu hören oder ihre heile, trohe Stimme. Immer ferner wurde sie ihm, und Schmerzvoll mühte er sich, ihr liebes Bild zu halten.

Niemand ahnte, wie lehr der große Junge unter dem Erkennen litt, daß die Toten auch in den Herzen ihrer nächsten Menschen langsam und leise verblissen, daß nur zuweilen ein Hauch aus ihrem früheren Dasein sie kreist, ein Schatten, daß jedoch niemals mehr das Ganze erleht, das einmal voller Leben war und blutvoller Wärme.

Weder Grothe noch Armgard wußten, wie innig Köf das Andenken an seine Mutter pflegte, und daß kein Tag verging, an dem er ihrer nicht gedachte. Er war ja nicht mehr so klein gemeten, als sie starb. Er hatte ihre Liebe, Sorgfalt und Fürsichtigkeit schon bewußter gespürt als Otti. Ihr Verlust hatte darum auch tiefer in sein junges Leben eingegriffen, während er an Ottis einen erst erwachenden Seele oorübergeplungen war wie eine kurze, nicht lehr langanhaltende Trübung.

Als Köf heute auf der Bank neben dem schmalen, immergrünen Hiael sah gelang es ihm nicht, seine Gedanken auf die Mutter zu sammeln. Er konnte auch nicht

zu ihr sprechen, wie er es sonst getan hatte, wenn es ihm schwer fiel, ihr schmerzhaftes Bild heraufzubehören. Immer hob sich die Gestalt des Vaters dazwischen und sein Antlitz voller Ernst und Trauer.

Diese, grade, hochgerectete Gestalt, die dem Knaben stets als greifbarer Ausdruck von Kraft und Energie erschienen war, ging seit einiger Zeit leicht gebückt, nicht sehr, aber doch ein wenig, als trüge sie eine Last.

Einmal, nur ganz kurze Wochen im Sommer, war der Vater anders gewesen, obwohl er lehr selten nach Sassenhofen herangekommen war. Kam er aber beim dann war kein Schritt lester und lauter gemeten. Er hatte wieder lachen können mit frohen, verjüngten Augen.

Warum lachte Vater nicht mehr? Warum trug er wieder diesen ernsten, vergrübelten Zug um den Mund? Schweigend sah er bei Tisch wie einer, der nicht zu ihnen gehörte. Still stand er nach dem Essen auf und ging in sein Arbeitszimmer. Fuhren sie morgens gemeinsam zur Stadt, wogten die Kinder sich kaum zu rühren. Auch das war anders in jenen freieren und heiteren Wochen. Da hatte Vater sie gefragt, nach der Schule, nach den Kameraden. Otti hatte schwagen, lachen und albern dürfen, ohne daß sich sein Gesicht neroso zusammensog. So nahe waren sie ihm damals gekommen, so ganz ohne Scheu hatten sie sich ihm geöffnet, denn er war ja bereit gemeten, sie anzuhören, sich willig hineinziehen zu lassen in ihr Erleben.

Warum war das nun wieder fort, als hätte der Vater eine Tür geschlossen, hinter der kein Schritt nun wieder lehr war, keine Stimme nur noch ganz von ferne klang?

„Ich weiß es nicht, Mutti“, sagte der Junge und zog seine Schultern freilind zulammen. Seine Augen suchten die goldene Schrift auf der schwarzen Marmortafel, als mühten sie sich an etwas halten, das ein sichtbarer Teil der Toten war. „Gerda Maria Grothe“ stand dort, Name einer Mutter ... keiner Mutter. Er rief ihn an in der dumpfen Angst seines Herzens, weil auch der Vater ihm zu entgleiten drohte, der eine, einzige Mensch, der seiner jungen, noch so unsicheren Seele hätte Schutz und Zuflucht bieten können.

Der Winter war lang, er wollte kein Ende nehmen. Dazu gebärdete er sich nicht einmal wie ein richtiger Winter. Schüttete er zuweilen Schnee über die Stadt, dann folgte gleich Regen nach, und wenn die Kinder aus der Schule kamen, war die weiße Pracht zerfallen, und sie stapften durch Risse und Vertiefungen nach Hause.

Köf liebte dieses Zuhause nicht. Die große Wohnung mit den hohen Zimmern erschien ihm eng und düster gegen Sassenhofen: hier war man viel mehr aufeinander angewiesen. Kaum stieß an Raum, Tür grenzte an Tür. Und doch, je näher man zusammenwohnte, um so ferner schien man sich zu sein. Man sah so viel deutlicher, was um einen herum geschah, fühlte die unruhige Host Tante Armgard, hörte ihre eiligen Schritte von Zimmer zu Zimmer laufen, vom Gang zur Küche und wieder zurück. Man hörte Anna singen, wenn sie nach den Wäscheleiten am Spültisch stand und mit den Tellern klappte, und fuhr zusammen, wenn Otti die Türen zuschloß. Nur wenn der Vater heimkam, herrschte Ruhe, aber es war eine unheimliche, schwerbedrückende Ruhe, als wäre plötzlich alles tot und erstorben.

Da bauten sie nun zusammen, fünf Menschen einer Gemeinschaft, und jeder führte ein eigenes Leben. Keiner war da, der zwischen ihnen vermittelte, der ihre Gedanken, ihre Interessen eintr. Der Vater hatte keine Klinik, und bis tief in die Nächte hinein arbeitete er an einem wissenschaftlichen Werk, das er für den Druck vorbereitete. Tante Armgard und Anna teilten sich in die Pflichten des Haushaltes. Beide werteten und schafften, als gäbe es an nichts anderes zu denken als an Bugen und Kochen, Waschen und Bügeln, Strampelstapfen und Pficken.

Otti hatte ihre unsäglichen Freundinnen. Jeden Tag kamen ein paar andere, um sie zu besuchen oder abzuholen.

Um Köf kümmerte sich niemand. Man wußte, daß er nach Tisch sorgfältig seine Schularbeiten machte, ehe er sich keinen kleinen Liebhabereien widmete, und fragte kaum nach dem Wohin, wenn er einmal fortging.

Seit einiger Zeit ging Köf häufig aus. Er hatte zum erstenmal in seinem Leben einen Freund gefunden, dem er sich mit der ganzen Hingabe seines einlamen Herzens zu neigte. Er hieß Stephan Hell und war der Sohn eines Ingenieurs, der als Konstrukteur in der großen Motoren- und Flugzeugfabrik arbeitete, deren Wertgelände draußen neben dem Ostbahnhof lag. Dr. Hell hatte keine Familie vor kurzem nachkommen lassen, und darum war die Freundschaft zwischen den Jungen auch kaum sechs Wochen alt. Aber was hatte das zu bedeuten, wenn man sich gleich bei der ersten Begegnung so nahegekommen war, daß man sich

schon nach wenigen Tagen so vertraut fühlte, als kenne man sich schon viele Jahre?

Dieses Gefühl hatte sie auch nicht betrogen. Stephan war der reize Kamerad, dem Köf sich in allem mitteilen konnte, und das Beglückendste an dieser Freundschaft war, daß beide Jungen die gleiche Neigung für alles Technische hegten.

Es kam nun eine wunderbare Zeit. Köf wurde in die Familie Hell aufgenommen, in diese große, frohliche Familie, die aus sieben Köpfen bestand, und in der es immer jugig, als würde gerade ein Fest gefeiert. Da waren Vater und Mutter Hell und fünf Geschwister. Da waren der Älteste, und die anderen, zwei Buben und zwei Mädchen, reihen sich ihm an wie die Orgelpfeifen. Köf staunte und fühlte sich wohl. Mit seiner Länge übertrug er alle, und sie gab ihm in den Augen der hellischen Kinder eine Stellung, deren Überlegenheit von den Willingen respektiert wurde. Stephan, der diese Stellung bisher eingenommen hatte, schrumpfte neben dem forperlich größeren Freunde beträchtlich zulammen. Aber er räumte ihm keinen Platz gern ein und freute sich, wenn die Geschwister, Köf erblühdend, ihn mit Jubelgeschrei begrühten und ihn eine Weile für sich beanspruchten.

Auch Stephan's Eltern hatten den stillen, wohlterzogenen Jungen gern, der sich so reich in ihre bescheidene Häuslichkeit

eingewöhnt hatte, daß sie ihn nicht mehr als einem Fremden empfanden.

Köf kam täglich, und oft blieb er auch zum Kaffee oder zum Abendessen bei Heß. Dann sah die Familie um den langen mit einem weißen Wachsstock bedeckten Tisch, der keine Damasttücher und keine Servietten kannte. Das Geschirr war einfach, Mancher Teller, manche Tasse hatte einen Sprung, und die Bestecke waren nicht aus reinem Silber wie in Köf's Vaterhaus. Zum Kaffee, der mit Molz-lasse gemilcht war, lehr süß und lehr milchig schmeckte, gab es nur Marmeladenbrote ohne Butter. Zum Abendessen begnügte sich alle mit frühlichen Geschickern der einfachsten Speisen. Keiner zog ein Gesicht. Keiner sagte: Das mag ich nicht. Sie aßen und schwagten bodel, und niemand verbot es ihnen.

Hatte Köf anfänglich still und ein wenig verwundert an dieser lustigen Tafelrunde teilgenommen, oft einen beklommenen Blick auf den Hausherrn werfend, so tat er bald heiter und unbefangen mit, als er merkte, daß Dr. Hell dieses Erzählens, Sichredens und Schergens liebte.

Jam erkennmal erlebte Köf den Geist einer Familie, in der alles, was geschah, selbstverständlich und natürlich war. Niemand schien keiner zu haben, auch die kleine, quidlebendige Mutter nicht, die den ganzen Haushalt und die Pflege der fünf Kinder ohne Hilfe schaffte.

Es geschah ganz von selbst, daß Köf Vergleiche zog und daß ihn diese zuweilen mit einem leisen Reid erfüllten. Warum konnte es bei ihnen daheim nicht auch so sein?

Stephan, der hin und wieder ebenfalls Gast im Grothe'schen Haus war, hatte einmal nachdenklich gesagt: „Bei euch kann man nicht recht warm werden. Man erschrickt, wenn man ein lautes Wort spricht. Bis auf Otti tut ihr alle ja, als ob eben einer gestorben wäre.“

Köf nickte. Es war ja, genau ja, wie Stephan es empfunden hatte, und er wußte nun auch, daß der frühe Tod der Mutter diese schwere, trauervolle Stimmung in seinem Vaterhaus hinterlassen hatte. Seit er Stephan's Mutter kannte und täglich sah, was sie ihrem Manne und ihren Kindern bedeutete, kam es ihm erst zum Bewußtsein, wie lehr ihnen daheim die eigene Mutter fehlte. Sie hätte es vermocht, ihm und Otti eine Brücke zu bauen zum Herzen des Vaters, der sich immer weiter von ihnen entfernte.

„Ihr wißt ja nicht, wie gut ihr es habt“, antwortete er dem Freunde, und der verstand, wie Köf es meinte.

So wurde ihre Freundschaft noch enger, weil der warmherzige Stephan begriffen hatte, was in dem Kameraden vorging, und weil er ihm, so gut er konnte, darüber hinwegzuhelfen versuchte.

Einmal sprach Stephan mit seinem Vater über den Freund, und die Folge dieses Gesprächs war, daß Dr. Hell sich Köf's Zeichnungen ausbat. Bald darauf nahm er die beiden Jungen in die großen Werkstätten mit, in denen er arbeitete, und unter seiner kundigen Führung öffnete sich vor Köf's begierigen Augen eine Welt technischer Wunder. Er betrat sie mit dem ergriffenen Staunen dessen, der ihre Ergebnisse schon hier und da gesehen hatte, aber noch niemals einen Einblick in das Geheimnis von Ursache und Wirkung hatte tun dürfen. Nun konnte er schauen, gestalten, tragen und erhielt klare Antworten. Heißer denn je entbrannte in ihm der Wunsch, Technik zu studieren, Ingenieur zu werden.

Am Abend dieses Tages durchbrach er das Schweigen bei Tisch und erzählte von seinem Besuch in den Rotorenwerken.

Der Vater hörte nur zerstreut zu. Daß Köf einen Freund gefunden hatte, war ihm lieb gemeten. Er hatte ihm den Umgang mit Stephan Hell gern gestattet, aber daß seines Sohnes Neigung für ein Gebiet, das ihm selbst fernlag, durch diese Freundschaft befruchtet wurde, dünkte ihn gefährlich und abwegig.

„Ich habe gegen deine technischen Liebhabereien nichts einzuwenden und werde sie niemals beschränken, wenn du dir vor Augen hältst, daß du für ein anderes Studium bestimmt bist, vergiß das nicht“, sagte er, als er vom Tisch aufstand, und sah nicht, daß der Junge dunkelrot geworden war und ihm fast feindlich nachschaute.

So waren die langen Monate des Winters doch erträglich geworden und rascher vergangen, als Köf es noch um die Weihnachtszeit geirächt hatte. Im Januar war Stephan in seine Klasse eingetreten, und jetzt war es April. In ein oder zwei Wochen, wenn das warme Frühlingswetter anhielt, würde Tante Armgard wieder die Koffer packen, und Thiele würde sie alle nach Sassenhofen hinausbringen.

Köf niemals hatte sich Köf so wenig auf Sassenhofen getraut wie in diesem Jahr. Es lag daran, daß Stephan da war und daß er ihn nicht mitnehmen konnte. Wohl würde der Vater ihm erlauben, den Freund hin und wieder einzuladen, aber Köf wußte ganz genau, daß sich Stephan nicht lehr wohl bei ihnen fühlte, wenn es auch draußen in Sassenhofen ganz anders war als in der Stadtwohnung. Bieleicht gefiel es ihm doch, weil Sassenhofen schön war, und weil er alles, was Köf liebte, ebenfalls zu lieben bereit war.

Aber nicht Stephan allein war es, von dem ihm die Trennung schwer fiel. Es waren auch seine Geschwister, seine Eltern, Stephan's Zuhause, so logar der Tisch mit dem Wachsstock und dem verlegten Geschier, die heitere, in sich selbst Genüge findende Harmonie einer Familie, die keine zu frühreifen Grubeleiten und zur Einsamkeit neigende Natur unmerklich verwandelt hatte.

Köf war unter dem wohlthätigen Einfluß der Hells sichtlich aufgeleht, war wacher und auch fröhlicher geworden. In langen Jahren hatte er nicht so viel lachen können als an wenigen Abenden, die er im Kreise von Stephan's Eltern und Geschwistern verbrachte. Nun würde er das alles viele Monate lang entbehren müssen.

Als er sich von Hells verabschiedete und sagte daß er von jetzt ab immer nur für kurze Augenblicke zu ihnen kommen könnte, nahm Mutter Hell seinen schmalen Kopf zwischen ihre Hände und küßte ihn auf die Stirn, als wäre auch er ihr Sohn, von dem sie sich vorübergehend trennen mußte.

(Fortsetzung folgt.)